



LEBENSLAGEN
Straffälligenhilfe

Lydia Halbhuber-Gassner | Barbara Kappenberg (Hg.)

Mit Kunst Brücken bauen

Die Bedeutung von Kunst(projekten)
in der Arbeit mit Straffälligen

LAMBERTUS

Lydia Halbhuber-Gassner | Barbara Kappenberg (Hg.)

Mit Kunst Brücken bauen

Die Bedeutung von Kunst(projekten) in der Arbeit mit Straffälligen

LAMBERTUS

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten

© 2017 Lambertus-Verlag, Freiburg im Breisgau

www.lambertus.de

Umschlaggestaltung: Nathalie Kupfermann, Bollschweil

Umschlagbild: Cornelius Wichmann unter Verwendung einer Vorlage von Roland Jenne, Kirchzarten

Satz: Cornelius Wichmann, Freiburg

Druck: Franz X. Stückle, Druck und Verlag Ettenheim

ISBN: 978-3-7841-2962-4

ISBN ebook: 978-3-7841-2963-1

**Lydia Halbhuber-Gassner |
Barbara Kappenberg (Hg.)**

Mit Kunst Brücken bauen

**Die Bedeutung von Kunst(projekten) in der
Arbeit mit Straffälligen**

LAMBERTUS

Inhalt

| | |
|---|------------|
| Vorwort | 7 |
| <i>Lydia Halbhuber-Gassner, Barbara Kappenberg</i> | |
| 1 Kunst und Mensch | 11 |
| <i>Harald Nicolas Stazol</i> | |
| 2 Die Kunst der Teilhabe | 19 |
| <i>Diemut Schilling</i> | |
| 3 Die Welt im Knast | 35 |
| <i>Maja Wolff</i> | |
| 4 Kunst als Medium zur Selbst-Ermächtigung und Teilhabe | 47 |
| <i>Beate Blank</i> | |
| 5 Was können kunsttherapeutische Angebote im Justizvollzug leisten? | 67 |
| <i>Alfred Haberkorn</i> | |
| 6 Beim Malen muss die Seele mit dabei sein | 75 |
| <i>Bärbel Marbach-Kliem</i> | |
| 7 Kunsttherapie für Sexualstraftäter auf der Sozialtherapeutischen Station in Stadelheim | 81 |
| <i>Richard Strodel</i> | |
| 8 Projekt Podknast | 85 |
| <i>Inge Roy, Frank Lennartz</i> | |
| 9 ARTi.G. – Kunst im Gefängnis – | 93 |
| <i>Petra Huckemeyer</i> | |
| 10 Mit Kunst Brücken bauen | 99 |
| <i>Michaela Strang-Kempen</i> | |
| 11 Denn Kunst ist eine Tochter der Freiheit | 101 |
| <i>Christian Kuhn</i> | |
| Die Autorinnen und Autoren | 107 |

Vorwort

Mit Kunst Brücken bauen

Lydia Halbuber-Gassner, Barbara Kappenberg

Kunst geht mitunter an außergewöhnliche Orte – so auch hinter Gefängnismauern. Erstaunlich genug – vor allem, wenn man an die Worte Friedrich Schillers denkt: „Kunst ist die Tochter der Freiheit.“ Gleich stellt sich die Frage: Wie kommt man auf die Idee, Kunst ausgerechnet im Strafvollzug, der Institution, die gemeinhin mit Unfreiheit gleichgesetzt wird, bringen zu wollen? Bedarf es nicht der Freiheit für die Kunst? Friedrich Schiller, der durch Jahrhunderte als der Dichter der Freiheit bekannt ist, hat in seinen Überlegungen und Schriften immer wieder auf die besondere Rolle der Kunst für die Selbstbestimmung des einzelnen Menschen hingewiesen, und er sah in der Kunst ein Instrument zur Implementierung des Erkenntnis- und Veränderungspotentials.

Seit Jahren sind Kunst-Projekte im Strafvollzug und in der Straffälligenhilfe erfolgreich darin, dieses Potential zu nutzen, Brücken zwischen Menschen ganz unterschiedlicher Herkunft, Religionen, Kulturen und mit unterschiedlichsten Lebenserfahrungen zu bauen sowie zwischen Drinnen und Draußen, auch zu den Rändern der Gesellschaft. Durch solche Projekte verändert sich auch die Außenwahrnehmung der Straffälligen: Öffentliche Veranstaltungen, Ausstellungen und Vernissagen tragen den Alltag in die Lebenswirklichkeit der Gefangenen auch in gesellschaftliche Gruppen, die eher mit Kultur als mit Strafvollzug vertraut sind. Damit erreicht das Thema Resozialisierung die Mitte der Gesellschaft.

So stand die Fachwoche 2015 unter dem Titel „Mit Kunst Brücken bauen – Die Bedeutung von Kunst(projekten) in der Arbeit mit Straffälligen“. Die Teilnehmer*innen waren eingeladen zu entdecken, welche Möglichkeiten die Kunst bietet.

Die Praxismöglichkeiten, Initiativen und Konzepte, die in Justizvollzugsanstalten zu finden sind, sind vielfältig und bunt, genauso wie die Beiträge der Autor*innen, die bei der Fachtagung mitwirkten. Die Herausgeberinnen haben sich bewusst dafür entschieden, die Eigenheiten und Individualität der jeweiligen Schreibstile beizubehalten.

Dies gilt vor allem für den Einführungsvortrag, in dem **Harald Nicolas Stazol** die Teilnehmer*innen der Fachwoche Straffälligenhilfe auf eine kleine Zeitreise durch die Kunstgeschichte der Menschheit mitnahm. Er machte in einem gleichsam atemberaubenden Tempo deutlich, dass und wie für die Menschen über Jahrhunderte, ja sogar Jahrtausende, Kunst ein selbstverständlicher Teil ihrer jeweiligen Kultur und Zeit war, ein selbstverständliches Instrument, um die Umwelt zu gestalten, sich mitzuteilen oder sich mit Schönheit zu umgeben.

Prof. Diemut Schilling zeigt in ihrem Vortrag auf, dass künstlerische Tätigkeit eben weit mehr ist als Malen, Tanzen oder Musizieren zum heilenden Zeitvertreib. Auch der Hirnforscher Manfred Spitzer ist überzeugt, dass wissenschaftlich gesehen Musik, Sport, Theaterspielen, Kunst und Handarbeit die wichtigsten (Schul)fächer wären.

Kunst bietet im Gegensatz zur Sprache viel mehr Möglichkeiten, sie erlaubt persönliche Ausdrucksweise – auch jenseits des Wortes. Sie ermöglicht den Menschen ihre Gefühle, Phantasien und Träume auszudrücken und kann so auch als Ventil für verschiedene Lebenssituationen dienen. Mit ihr kann man die heterogene Population der Gefängnisse, in denen Menschen aus vielen Nationen, Religionen, Kulturen und unterschiedlichen Lebenserfahrungen anzutreffen sind, erreichen, miteinander ins Spiel bringen, zur Weiterentwicklung anregen.

Kunst ermöglicht den Menschen sich mit unterschiedlichen Medien mit der eigenen Identität zu befassen: Wo stehe ich? Was sind meine Bedürfnisse? Wo sind meine Stärken? – Was sind meine Hoffnungen? Wie will ich leben, was treibt mich, gibt meinem Leben Sinn? Insbesondere bieten Theaterprojekte diese Möglichkeiten der Auseinandersetzung. Der Theaterregisseur Jürgen Kautz spricht vom „Theater als historischem Ursprung der Demokratie und Trainingsmodell für den aufrechten Gang freier Menschen“.

Theaterprojekte erlauben persönliche Ausdrucksweise und sind in der Lage, unterschiedliche Sichtweisen unter einem gemeinsamen Dach zu vereinen.

Maja Wolff ging in ihrem Vortrag auf die Schnittstellen zwischen Theater, Spiel und Therapie sowohl unter therapeutischen als auch unter künstlerisch-ästhetischen Gesichtspunkten ein. Die aus der Gefängniszeitung „Die Welt im Knast – Sonderausgabe“ abgedruckten, von den Projektteilnehmerinnen und Teilnehmern geschriebenen Artikel, geben einen lebendigen Eindruck von der ‚Wirkkraft‘ der Kunst.

Aber kann Kunst tatsächlich auch Menschen jenseits des Bildungsbürgertums erreichen? Anhand ihrer Arbeit insbesondere mit wohnungslosen Frauen gelangt **Prof. Dr. Beate Blank** zu der Überzeugung, dass von Kunst und kreativer Selbstbetätigung eben vor allem benachteiligte und stigmatisierte Menschen profitieren: Die Kunst ist eine Schlüsselressource für Selbstermächtigungsprozesse.

- Allein die Mitwirkung bei Projekten kann zu Kompetenzgewinn, aber auch zur (Selbst)Wertschätzung führen, und zwar unabhängig davon, wie wertvoll der eigene Beitrag tatsächlich ist.
- Der Prozess des kreativen Erschaffens soll Menschen als Ventil in verschiedenen Lebenssituationen dienen. Er soll ihnen die Möglichkeit eröffnen ihren Gefühlen, Phantasien und Träumen Ausdruck zu verleihen und sie auch zu verarbeiten.

Weitere Möglichkeiten sind die Erweiterung der eigenen Handlungsmöglichkeiten und des Horizonts durch Perspektivwechsel.

Im „Kreativzentrum der JVA Zeithain“ ist die Integration von Kunst und Kunsttherapie in den Justizvollzug wohl weitgehend gelungen. Der Fokus der Projekte in Gefängnissen liegt auf der Selbstbestimmung des Individuums. Es geht darum die Kompetenzen der Menschen zu erkennen und diese entsprechend zu fördern, ihnen Hilfe anzubieten, die es ihnen ermöglicht, die Kontrolle über ihr Leben (wieder) zu erlangen und ihre Ressourcen zu nutzen. In seinem Vortrag beschreibt **Alfred Haberkorn** die Chancen, aber auch die Grenzen entsprechender Angebote im Vollzug. Exemplarisch werden in diesem Reader ein paar kunst(therapeutische) Projekte vorgestellt, um die Vielfalt der Möglichkeiten aufzuzeigen:

Bärbel Marbach-Kliem beschreibt sehr anschaulich den oft gar nicht so einfachen Einstieg in eine solche Stunde mit haftentlassenen Frauen. **Richard Strodel** zeigt die Möglichkeiten in der Arbeit mit einer besonders schwierigen Zielgruppe – den Sexualstraftätern, auf.

Mit dem Projekt Podknast (Podcast und Knast) wollen **Inge Roy** und **Frank Lennartz** die Medienkompetenz der Inhaftierten verbessern. In den Podcasts werden Themen der Haftsituation behandelt, die die Inhaftierten bewegen. So bearbeiten sie nicht nur ihre Gefühle und Gedanken, sondern ermöglichen Außenstehenden einen realistischen Einblick in den Justizvollzug.

Mit ARTi.G. – Kunst im Knast – geht die JVA Vechta, ein Gefängnis für Frauen, wie **Petra Huckemeyer** aufzeigt, ganz eigene Wege und baut so eine Brücke zwischen Draußen und Drinnen, zwischen Inhaftierten Frauen und Künstlerinnen und Künstlern. Seit 20 Jahren stellen regionale und überregionale Künstler in dieser Haftanstalt aus und machen ihre Kunst den Frauen erfahrbar, meist begleitet von Projekten und Workshops im Zusammenhang mit der jeweiligen Ausstellung. Mit diesem kleinen Einblick in die Einsatzmöglichkeiten möchten die Herausgeberinnen zur Nachahmung ermutigen. In ihrem Resümee über die Fachwoche zeigt **Michaela Strang-Kempen** wie wichtig für sie dieses Thema der Fachwoche war und wie sehr es sie zur Weiterarbeit inspirierte. Kunst als Tochter der Freiheit macht weder vor Haft, noch vor Mauern, noch vor Grenzen halt. **Dr. Christian Kuhn** stellt dies eindrücklich in seinem Vortrag über verschiedene nationale und internationale Projekte der Gefängnisseele-sorge vor. Erreichten diese doch mit ihren Mal- und Zeichenwettbewerben etwa 3000 Inhaftierte aus 60 Ländern auf allen fünf Kontinenten. Herr Hofrat Kuhn zeigt sehr deutlich, welchen Stellenwert künstlerische Betätigung bei der Bewältigung des Alltags – vor allem in Ländern mit sehr harten Vollzugsbedingungen – hat.

Karl Valentin stellte fest „Kunst ist schön, macht aber viel Arbeit“. Aus diesem Grund möchten wir uns ganz herzlich bei allen bedanken, die zum Gelingen der Fachwoche und dieses Buches beigetragen haben. **Cornelius Wichmann** hat diesem Buch seine ansprechende Form gegeben.

Helmut Bunde, stellvertretender Vorsitzender der Evangelischen Konferenz für Straffälligenhilfe (EKS), war vor Ort der Wegbereiter für diese Tagung. Wir danken ihm dafür, dass er seine Netzwerke nicht nur in die Justiz zur Verfügung gestellt hat. Dadurch war eine so vielfältige und spannende Tagung erst möglich.

Die Möglichkeit verschiedene Formen künstlerischer Betätigung und damit das Repertoire des Ausdrucks der Menschen in Haft zu erweitern, bedeutet aber nicht nur viel Arbeit und intensive Auseinandersetzung. Es gibt den Kolleg*innen ein gutes Handwerkszeug, die Menschen über verschiedene Kommunikationskanäle und Sinne zu erreichen. Dieser Reader soll Ihnen Anregung und Ermutigung sein, mit Kunst Brücken zu den Menschen zu bauen.

1 Kunst und Mensch

Harald Nicolas Stazol

Sehr geehrte Damen und Herren,

zunächst möchte ich mich sehr herzlich bedanken, von Ihnen eingeladen worden zu sein, den einführenden Vortrag zu dieser Fachwoche zu halten. Es ist mir eine große Ehre vor Ihnen sprechen zu dürfen.

Kunst und Mensch, „das ist ein weites Feld“, wie Theodor Fontane es in seiner Effi Briest sagen würde. Und es ist schier unmöglich, einen umfassenden, erfüllenden Abriss über die gesamte Kunstgeschichte in die Stunde, die mir zur Verfügung steht, auszuschöpfen, und ich will Sie ja auch nicht erschöpft zurücklassen. – Aber wir haben ja noch einige Tage und Abende, in denen ich gerne zur Verfügung stehen werde. Ich habe mir, dies nur zur Struktur dessen, was ich erörtern werde, deshalb erlaubt, das Thema etwas einzugrenzen, und gewissermaßen den Menschen an sich, den Künstler an sich, dessen Kunst an sich, zu beleuchten anhand eines der wichtigsten Gemälde der Kunstgeschichte überhaupt.

Doch zunächst also ein kleiner Abschnitt darüber, warum der Mensch und die Kunst untrennbar, ja, in der Schöpfung wohl auf einzigartige Art und Weise verbunden, intrinsisch verwoben sind. Denn ohne Mensch keine Kunst, und ich möchte sagen, ohne Kunst kein Mensch!

Wir wissen nicht, warum der Mensch irgendeinmal anfang, seine Umgebung, die Tiere, die Natur, ja schließlich seine Mitmenschen abzubilden. Die wohl ersten Beispiele, die ersten Spuren, die der Urmensch von sich hinterlässt, sind offenbar – und das ist wenigen bekannt – nicht jene Felsmalereien in Lascaux, etwa 20.000 Jahre alt, die fliehenden Pferde, die Auerochsen, von unglaublicher Eleganz von einem uns auf ewig Unbekannten hinterlassen

für die Ewigkeit – die Malereien sind zu ihrem eigenen Schutze nicht mehr zugänglich, aber man hat die Höhlen original nachgebildet, sodass sie gleichsam vervielfältigt wurden, doch dazu kommen wir noch: Denn die Vervielfältigung, das Zugänglichmachen des einen einzigen Originals, ist ja schon ein Ansatz zur Demokratisierung der Kunst für alle Menschen, nicht nur des einen Gestaltenden und des einen Besitzenden, dies nur als Nebenaspekt. Die Tatsache, dass ich Ihnen die zu besprechenden Werke zeigen kann, ist ja auch ein Effekt der Duplizierung, und so schreibt Walter Benjamin einmal, dass die Kopie des letzten Abendmahls von Leonardo da Vinci, wenn es im amerikanischen Mittelwesten hängt als Touristenattraktion, gewissermaßen echter ist als das Mailänder Fresko im Original, weil der Cowboy und sein Sweetheart kaum je nach Italien kommen werden, aber dies ist nur ein Nebenaspekt, der ein andermal verfolgt werden soll. Ernst Gombrich dagegen postuliert in seiner eminenten „Geschichte der Kunst“ wiederholt und eindringlich, dass man den Eindruck nur vor Ort und vor dem Original gewinnen könne – ein Luxus mithin, den ich mir hier nicht leisten kann, denken Sie sich, der Louvre rückte die Mona Lisa einfach nicht raus!

In Australien nun findet man, was wenig bekannt ist, an einem der ältesten je unablässig bewohnten Orte der Welt, einer Felsformation, die hundert Generationen von Aborigines noch bis ins letzte Jahrhundert Zuflucht gewährte, die ersten Schatten von Händen an den Wänden und Decken; man blies Ocker über den Handrücken, der Mensch hinterließ so gewissermaßen den ersten Fingerabdruck der Geschichte. Man nimmt an, dass diese Abzeichen, wenn man sie so nennen will, etwa 40000 Jahre alt sind, mithin also doppelt so alt wie die Pferde von Lascaux. Diese Zeichnungen sind der Beweis eines obwaltenden Geistes, lange bevor er sich schriftlich niederlegt, lange, bevor Städte entstehen. Das ist der Anfang, der sich in einem Wimpernschlag der Zeit bald in Ägypten ausprägen wird in den wunderbaren Malereien der Königsgräber, hier nicht individualistisch oder gar nach realem Vorbild, sondern noch starr und ikonographisch, wie nach einer Schablone. Nur einmal wird dies durchbrochen durch die porträhaften Reliefs der Amarna-Zeit, etwa 1360 vor Christus, in der Regierungszeit Echnatons, aber dies ist nur eine winzige Episode, ein Aufblitzen, das bald wieder unterdrückt wird und verschwindet.

Die ersten wirklich fast realistischen Vasenmalereien und Statuen finden wir in Griechenland (700 v.Chr.). Dort hat sich, nach Egon Friedell in seiner Kulturgeschichte der Menschheit, „in der Sonne Attikas“ diese Kunst zu höchster Blüte entwickelt, wie wir sie etwa im Apoll von Belvedere oder der Nike von Andromache bewundern dürfen – nichts hat mich je mehr beeindruckt, als die Skulpturenhalle des Metropolitan Museums in New York City, aber auch in der Berliner Antikensammlung und in der Münchner Glyptothek lassen sich

wunderbare Beispiele dreidimensionaler, fast lebender Figuren bewundern: Es ist die frühe Ausformung eines Menschenbildes, das eben den Menschen an sich in den Fokus der Betrachtung stellt. So, wie es nach dem Untergang des römischen Reiches der Fall war – noch dort muss man sich mit Kopien der großen Meister wie Phidias oder Praxiteles begnügen – es ist dies nichts anderes als die Manifestation des Menschen in seinem einzigartigen Verhältnis zu den Göttern. Man denke an das Parthenonfries im British Museum, dort lassen sich im Kampf der Titanen schon einzelne Handschriften der Bildhauer und Steinmetze finden, auch wenn die Motive repetitiv sind. In den Vasenmalereien finden wir schon die Namen des Malers, wenn sie die olympischen Athleten darstellen, nebst geschriebenen Ausrufen wie „Kalos, Kalos“, „er ist schön, er ist schön“ – man tut gut daran, in diesen rotfigurigen Malereien etwas wie frühen Fankult zu sehen, oder Fotografien von Stars in der „Gala“ oder unseren anderen bunten Blättern, oder eben Sendungen am späten Nachmittag auf den Privaten. Der Athener stellt sich diese Bildnisse ins Haus und freut sich daran, und noch ist es die Freude in der Betrachtung, das Ergötzen an der Schönheit, die die Kunst prägt und noch lange prägen wird. Deswegen ist sie uns so zugänglich, auch wenn der eminente englische Kunsthistoriker Herbert Read in seiner „Meaning of Art“ dieses Diktat der Forderung nach Schönheit aufheben wird. (Exkurs Herbert Read, ganz kurz umrissen: Das Schönheitsideal an sich ist kulturell tradiert – eine afrikanische Maske mag nicht die griechisch-tradierte Ästhetik haben, steht aber als Kunstwerk *für sich selbst*).

Dem habe ich einmal einen ganzen Essay entgegengesetzt, der im Magazin DARE erschien vor einigen Jahren, aber ich will ihn nicht unerwähnt lassen, auch wenn ich mich inhaltlich damit wohl eher in der Tradition der Ästheten Ende des 19. Jahrhunderts bewege:

So lasst uns nun singen von der Schönheit möchte man beginnen, und es wird nicht einfach sein zu diesem so großgefassten Begriff, einem der in der Kulturgeschichte wohl am höchsten ausgeformten menschlichen Ideal, denn nur wo Menschen walten, ist die Schönheit erkannt. Der Mensch hat sie in seinen 2,5 Millionen Jahren auf diesem unseren Planeten definiert, aus welchem Beweggrund, dies gilt es im Folgenden, neben so vielem anderen zu ergründen, und wir wollen uns anschicken, dem Genüge zu tun, unsere Betrachtungen über die Schönheit in Form zu gießen, ein Stück Detektivarbeit also, an deren Ende vielleicht sogar ein Fazit stehen wird – aber wollen wir nicht vorgreifen, wollen uns einlassen auf eine Suche, die uns rund um den Erdball führen wird und in der Zeit reisen, über Jahrhunderte, immer nur auf der Suche nach Schönheit – eine eigene Ästhetik definierend: da wäre die Venusfigur, genannt die von Willendorf, aus der jüngeren Altsteinzeit, dem Jungpaläolithikum eine etwas beleibte Dame kleineren Formats, aus

der Jungsteinzeit stammend und wohl das damalige Schönheitsideal definierend, eine fruchtbare Muttergottheit mit überdimensionierten Hüften und Brüsten, ein wahres Meisterwerk, denn seltsamerweise definiert sich die Schönheit seit Jahrhunderten am Weiblichen, ein Umstand, der wenig verwunderlich ist, den es hier aber zu entkräften gilt zu einem späterem Zeitpunkt. Wollen wir uns also folglich zunächst bescheiden mit der Feststellung, dass da ein Künstler waltet mit einer konkreten Vorstellung von dem, was er als schön empfindet, hier fasst Bewusstsein Vorstellung, hier wird Wunsch zum Ideal, und ähnliches widerfährt den steinernen Wänden der Höhle von Lascaux, denn dorthin geht geschwind-geschwind schon die Reise, in die Dordogne, ins Tal de Vézère, zwei Kilometer südlich von Montignac. Hier ist es, dass ein Künstler vor 17000 Jahren die wohl anmutigsten Jagdszenen und Tiermalereien in Szene setzt, die die Menschheit kennt, ob aus kultischen Gründen oder schierer Lust an der Dekoration wird sich nicht ergründen lassen letztlich, aber wir können erkennen, im Fackelschein der Zeit wohl, dass der Schönheit immer Kultisches innewohnt bis in unsere Gegenwart, doch halt! Nicht so schnell.

Ist es denn nicht ein Zeichen von Intelligenz, etwas greifbar werden zu lassen und recht eigentlich ins Leben zu rufen, aus der Geisterwelt vielleicht, ein Anzuschauendes also, das in Mesopotamien in den Kulturen von Ur und der Keilschrift sowie den erhaltenen sumerischen Grabstelen eine weitere Ausprägung findet, um dann, Jahrhunderte später, am Nil eine immer noch frühe Blüte findet, in Ägypten, das, wie Egon Friedell in seiner „Kulturgeschichte Ägyptens“ bemerkt, über 3000 Jahre hinweg nur mit dem Wirtschaftssystem des Tauschhandels existiert hat, weswegen heutige Aktien und Geld als offenbar völlig unnötig erachtet werden können ... aber wir schweifen ab. Da wären die Pyramiden, ein wohl an asketischer Schönheit in der reinen Form unerreichtes Zeugnis von geometrischer Ausgewogenheit, das bis auf den heutigen Tag, wer wolle es leugnen, wenn es denn gelingt, die Fellachen von ihrem Souvenirverkauf und Bakschischwunsch abzubringen für einige Minuten in Gizeh (wobei das Nile Hilton direkt am Nil sehr zu empfehlen ist), einzig vielleicht übertroffen vom Tempel der Hatschepsut ... – nun sind wir schon in Luxor, im Tal der Königinnen – ein Gebäude mithin, in drei Terrassen aufgeteilt, das direkt auf der Achse des Tempels von Karnak gelegen ist, und seltsam an eine New Yorker Privatbank erinnert, vielleicht durch die unnachahmliche Anordnung der Säulenreihen und der Darstellung der Expedition von Punt, die die junge Königin, wohl nubischen Ursprungs und also schwarz, ausrichten ließ. Dass Hatschepsut eine Schönheit war, wird niemand verwundern, der pharaonische Heiratsgepflogenheiten studiert hat, denn natürlich nahm sich Pharao eine Schönheit zur Frau, und es ist schon sehr eigenartig, dass der abtrünnige Echnaton samt seiner Gattin

Nofretete in seinen Abbildern das Auge in seiner überfeinerten Eleganz vielleicht tiefer erfreut als vergleichbare Kolossalstatuen des Ramses erfreut. Und dann – ach! – Griechenland, 700 v. Christi Geburt, und wieder ist es Friedell, der in seiner „Kulturgeschichte Griechenlands“ für das Streben der Dorer nach Schönheit vor allem dem Licht, der über Hellas strahlenden Sonne die Schuld gibt, und was schafft nicht Griechenland unübertroffen an Ästhetik in die Welt, an Vasenmalerei und luftigen Tempeln und – man muss es sagen, an Skulpturen und Menschenantlitzen in strahlendem, weißem Marmor (der tatsächlich bunt bemalt war), von denen man den besten Eindruck entweder im Louvre zu Paris vor der Nike von Samothrake einen guten, in der Statuenhalle des Metropolitan Museum in New York einen besseren Eindruck zu gewinnen imstande ist. Es bleibt zu bemerken, dass die Dargestellten, etwa der Apoll dort, in blond gedacht war, denn so sahen sie aus die Dorer, hellhäutig und eben nun dem attischen Lichte ausgesetzt, das sie zu Gesetzgebung und Geometrie, zu Seeschlachten und Philosophie brachte, zu Praxiteles schließlich, dem Baumeister des Parthenon und Perikles, seinem Auftraggeber. Das Mausoleum von Halikarnassos, das Grabmal des Mausolos, ist hier zu nennen, nicht ohne Grund eines der Weltwunder, und der Betrachter damals mag so etwas wie Nähe zu den Göttern empfunden haben, der Sinn der Schönheit nach Überzeugung des alten Griechenlands, und nicht umsonst rufen die Vasenbildner auf ihren Darstellungen von Athleten immer wieder „Kalos, Kalos“ aus, ja, er ist schön! Es darf angemerkt sein, und es sei dem Autor diese Abschweifung erlaubt, dass die körperliche Schönheit vielleicht im Adel auftretender Epheben jener Zeit eines der gerühmtesten Ideale des Altertums ist, und man mag sich dem Vorwurf der Renaissance ausgesetzt sehen, dass es hier eben die männliche Schönheit ist, die ihre vielleicht höchste Ausprägung in der Menschheitsgeschichte hat, von den Darstellungen einer Leni Riefenstahl – die ich sogar gekannt – und ihr folgend eines Bruce Weber einmal abgesehen, aber wir greifen vor. Dennoch sei die Kylix aus dem fünften Jahrhundert vor Christus erinnert, weißgrundig die Aphrodite auf einer Gans reitend zeigend, im British Museum zu bestaunen – da war ein Meister am Werk.

Zunächst also zu Kaiser Hadrian, der im reiferen Alter in den Hainen Bythiniens jenen Jüngling namens Antinoos erblickt, der ihn nach dessen tragischen Tod im Nil – bis heute hält sich die Theorie, der Junge hätte sich aus Liebe geopfert, um dem Kaiser lange Regierungszeit zu erlehen – als letzten Menschen der Geschichte zum Gott erklären lässt, nachdem er unzählige Bildnisse in Auftrag gibt, von denen uns eines der schönsten im Alten Museum zu Berlin stolz entgegenblickt. Und da ist sie, die Vermählung von Schönheit und Liebe, die in der Liebe zu Gott dann in byzantinischen Mosaiken Ostroms hohe Eleganz entwickeln wird, wie im Gold der Skythen

oder etwa dann, nach einem unerklärlichen Rückfall der darstellenden Kunst im tiefen Mittelalter – wie stümperhaft nehmen sich die Schlachtszenen im Teppich von Bayeux aus, die König Harald in seiner ersten und letzten Schlacht gegen die Normannen im Jahre 1066, der Schlacht von Hastings, zeigen! Majestät sterben übrigens durch einen Pfeil ins Auge, doch das ist eine andere Geschichte, die an anderer Stelle Erwähnung finden muss. Und ja, wir springen in der Zeit, weil Westrom nach dem Ansturm der Barbaren nur noch aus entvölkerten Ruinen besteht und die Tage von Julian, dem letzten Verfechter der alten Gottheiten gegen das konstantinische Christentum ein letztes Aufbäumen findet (wie man im gleichlautenden Roman meines Brieffreundes Gore Vidal lebendig nachvollziehen kann), gezählt sind schon des längeren. Solche Ausprägung lässt sich erst wieder bei Raphael finden und auch die Holbeins, älterer wie jüngerer möchten genannt sein, als der Mensch endlich wieder in das Hauptaugenmerk der Kunst gerückt ist, dies vielleicht der wertvollste Beitrag der sich über die Alpen ausbreitenden Renaissance, wobei die zuvor stattfindende Gotik in Frankreich nicht ausgelassen werden darf, und eben auch dem heutigen Zeugen zu Recht als schön gilt – warum bloß baut man wie in Vollendung in Chartres, allerorten Kathedralen? Noch zum höheren Ruhme Gottes ... Dann also betritt mit Petrarca Sonetten an seine Geliebte der Mensch wieder die Bühne des Daseins in der Kunst, so wie er sie in der Anschau der Philosophen wieder erringt. Der wunderbare Jüngling eines Marmorreliefs aus dem 16. Jahrhundert (Victoria & Albert Museum) ist da schon reifer, ein selbstbewusster Mann ist im Profil zu sehen, und schon bald ist die Bühne frei für La Gioconda, die Mona Lisa, die hier freilich nicht fehlen darf, ebenso wenig wie die schaumgeborene Venus von Sandro Botticelli (1445 – 1510). In Persien geraten die Miniaturen ans Licht, in China das Porzellan (hier darf ich auf meinen Roman Porcella hinweisen, wer wollte es mir verdenken, Plöttner Verlag, Leipzig 2010), überall auf dem Erdenrund formt der Mensch, und immer ist da der Wunsch, dem Auge zu gefallen. Thomas Mann schreibt, ich glaube in seinen Tagebüchern (S.Fischer Verlag, Frankfurt am Main 1977), über die Leichtigkeit, mit dem ein Gesicht aus den Fugen geraten kann, das gerade noch durch seine Anmut bestach, einfach, weil es sich verändert, aber vielleicht erwähnt er es auch an anderer Stelle, was für uns hier ganz einerlei ist: Immer will der Mensch eigentlich die reine Form, die Reduktion auf das Ideale, und solcherart sind die Definitionslinien, die der Schönheit den Weg weisen, und sie umgrenzen. Dass sie dadurch auch immer sich selbst ähnelt, mag man der modernen Bilderflut aus Mode und Werbung entnehmen, die täglich auf uns einströmt, und ich bin der Erste zuzugeben, dass mir der Schwarm von aus der Kehle schreienden Blondinen ununterscheidbar untereinander, ein steter Strom des Wunsches im Beschauer, sich des Göttlichen zu versichern, dergestalt,

dass da, wo Schönheit waltet, die Welt noch nicht am Ende sein kann, die große Verführerin, und ja, ich betrachte meine Muse gern, und werde inspiriert zu Dingen wie diesem hier, und bin´s zufrieden.

Im Mittelalter, auch das finstere genannt, ist die Kunst nur noch ein vager Schatten ihrer selbst, jedenfalls nach heutigen Gesichtspunkten, und da sie meines Erachtens, auch in den Miniaturen und religiösen Darstellungen, den formalisierten Schemen ohne die Perspektive, die erst die Renaissance wiederentdecken und erforschen wird, wenig aufschlussreich und optisch nicht sehr unterhaltsam ist – ich sage dies ohne Bewertung – werde ich sie auch aus Zeitgründen überspringen.

Auftritt die Gotik. Ich habe in der Ankündigung unseres Programmes ein wenig geflunkert, ich gebe es zu: Warum man plötzlich überall Kathedralen baut. Gottesglaube? Repräsentationssucht, wie etwa im Widerstreit, der Konkurrenz um das höchste Dach, den höchsten Turm? Die Wahrheit ist, wir wissen es nicht genau, doch Gombrich versucht eine Erklärung, die ich hier zitieren möchte: Eine neue Bedeutung Gottes, wenn man so will. Aber diesen Aspekt stelle ich zur Debatte.

Und nun springen wir. Es mag ein wenig unverantwortlich sein aber manchmal schafft Auslassung auch Dramatik. Wir lassen das Mittelalter, die Gotik und die Renaissance zurück und finden uns – geschwind, wie mit Siebenmeilenstiefeln, mitten in Spanien, in Madrid, am Hofe Philipps IV., mitten im gigantischen Escorial, wir schreiben das Jahr 1656, und nun sind wir in einem großen, lichtdurchfluteten Saal. Und vor uns, uns malend, steht einer der größten Maler aller Zeiten: Diego Velazquez, sich selbst malend. Und den spanischen Hof, aber dies wird nach Michel Foucault im grandiosen Werk „Las Meninas“ zu einer Nebensächlichkeit, es ist die Demokratisierung des Betrachters, er ist der spanische König. Ich muss, da seine Ausführungen allzu umfangreich sind, auf „The order of things“ verweisen.

Ich sagte einmal zu dem Dekan unserer Hamburger Akademie, Herrn Dr. Köttering: „Nach Velazquez hört für mich die Kunst auf.“ Er blickte über seinen Brillenrand und sagte: „Sie haben völlig Recht!“